



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Populäre Schriftsteller.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

im Augenblick wenden könnte, insbesondere da ich infolge jenes theuern und recht überflüssigen Morgenkleides und meines billigen, aber auch überflüssigen Chiffonniers und sonstiger halbjährlicher Rechnungen nur bis zum Juni auskommen kann.

Wäre ich ein Mann, so würde ich der Gesellschaft den Fehdehandschuh hinwerfen, mich mit ein paar mutigen Kerlen zusammenthun und einen Postwagen berauben. Aber mein Geschlecht erlaubt mir das doch kaum. Guter Gott! Wenn man denkt, daß es Frauen giebt — deine Freundin Lady A. zum Beispiel (Gemurmel und Aufregung) —, ich sage zum Beispiel, die nicht nur die paar Pfund Zuschuß, um daretwillen ich soviel Umstände machen muß, sondern viermal mehr als mein Gesamteinkommen auf den Ball einer Nacht verwenden und damit weder jemand schaden noch nützen, so kommt einem das, auf Ehre, sonderbar vor. Aber ebenfogut könnte Frau Freeman sagen: „Wenn man bedenkt, daß es Frauen giebt, Frau Carlyle zum Beispiel, die drei Pfund vierzehn Schilling und sechs Pence für einen einzigen Morgenrock ausgeben, während ich mit zwei Laib Brot und achtzehn Pence Gemeindegeldunterstützung die ganze Woche hindurch auskommen muß, was soll man da sagen?“ Solche Betrachtungen sind bodenlos. Eins ist völlig gewiß: daß schließlich alles auf eins herauskommt; und ich kann nicht behaupten, daß ich den Verlust meiner eignen Person bedauern werde. Ich füge nichts weiter hinzu, sondern zeichne, geehrter Herr,

als dero gehorsame, demüthige Dienerin

Jane Welsh Carlyle.

Der arme Carlyle, der sich eines Vergehens durchaus nicht bewußt war und dessen gelegentliche Hektigkeit in seinen körperlichen Leiden und der großen Anstrengung, die ihm seine Arbeiten verursachten, ihren Grund fand, nahm diese Züchtigung seiner Frau geduldig hin. Er freute sich über das geistreiche Schriftstück und schrieb ans Ende desselben: „Vortrefflich, mein liebes, gescheites Herzchen, sparsamste, witzigste und geistreichste aller Frauen! Natürlich werde ich dir wieder aufhelfen. Deine dreißig Pfund sollen dir gewährt, deine kleinen Schulden bezahlt werden, und dein Wille soll geschehen.“

D. 12. Febr. 1855.

L. C.“



Populäre Schriftsteller.



vor kurzem fiel mir ein Buch in die Hände, welches in Jahresfrist fünfzehn Auflagen erlebt hat: Buchholzens in Italien. Reiseabenteuer von Wilhelmine Buchholz. Herausgegeben von Julius Stinde. Nach wenigen Seiten wollte ich es wieder weglegen, aber die Neugier veranlaßte mich zum Weiterlesen. Hier war ja unzweifelhaft zu erkunden, welche Eigenschaften ein Buch haben müsse, um rasch populär zu werden. Der Verfasser war als Humorist bezeichnet worden. Nun, ein Humorist ist ja wohl Gottfried Keller, aber Leute seiner Art haben sich von

jeher mit der Verehrung kleinerer Gemeinden begnügen müssen. Ein Humorist und zugleich populärer Schriftsteller ist Fritz Reuter, allein solcher Erfolge hat er sich nicht zu rühmen, nicht einmal nach seinem Tode. Julius Stinde muß also wohl noch besondere Qualitäten besitzen, welche ihm die allgemeine Gunst eingetragen haben. Gewissenhaft hielt ich aus, bis Frau Buchholz wieder in Berlin eingetroffen war, und als ich mir dann die wechselnden Eindrücke während der Lektüre wieder vergegenwärtigte, kam ich zu einem eigentümlichen Resultat. Sollte der warme patriotische Ton, welcher hie und da anklingt, viele Tausende bewogen haben, drei Mark für ein Buch auszugeben — in Deutschland, dem klassischen Lande der Leihbibliotheken? Das wäre sehr schön, ist aber schwer zu glauben. Einzelne von den Reiseabenteuern sind in der That komisch, schwimmen aber als spärliche Fettaugen auf einer zu langen und dünnen Brühe.*) Da muß doch wohl eben diese Brühe den Geschmack des großen Lesepublikums getroffen haben! Und damit würde sich bestätigen, daß das Banale, mit Präzention vorgetragen, des Beifalls immer sicher sein darf. Der ostensible Zweck des Buches ist, jene Sorte von Reisenden zu persifliren, welche Italien besuchen wie eine neue Vorstellung im Theater oder im Zirkus — weil alle andern es thun —, und entweder genau nach Vorschrift des Bädeler bewundern oder sich „alles ganz anders gedacht haben.“ Solche Landplagen werden auch in dem Buche öfter ganz ergötzlich geschildert, solange der Verfasser sich bescheidet, zu den hausbackenen Betrachtungen der Berliner Spießbürgerfrau Anmerkungen zu machen. Das wird ihm jedoch bald zu unständlich, und so läßt er die gute Dame zur Abwechslung einen süffisanten oder hochtrabenden Ton anschlagen, welcher zu ihrer sonstigen Denk- und Ausdrucksweise durchaus nicht stimmt. „Und so was reißt nach Italien!“ ruft Frau Wilhelmine in ihrer Entrüstung über ein albernes Pärchen aus; aber wenn an der Grenze das Ablegen einer Prüfung verlangt würde, so hätte sie wahrscheinlich in Ma Herrn Stinde wie ihres Mannes Cigarren durchschmuggeln müssen. Mitunter meint man einen neuen Nicolai zu hören; freilich war der alte Nicolai, der vor einem halben Jahrhundert so viel Ausbrüche des Zornes und des Spottes gegen sich hervorgerufen hat, ein Philister, welcher ehrlich an seine Mission glaubte, der durch Goethe und Konsorten betrogenen Welt die Augen über Italien zu öffnen; während sein Nachfolger trotz der Miene der Überlegenheit stets darauf bedacht ist, sein normales Verständnis für die Schönheit des Landes und für die Kunstdenkmäler leuchten zu lassen. Nur auf die „Kunstbrahminen“ ist er ganz schlecht zu sprechen, so schlecht, als ob diese Gilde sich verschworen hätte, Herrn Stinde mit List oder Gewalt anzuwerben, oder — als ob er sich nicht nur damit beschäftigte, Papier, sondern auch damit, Leinwand zu färben. Die Zeit ist

*) Von verschiedenen Seiten wird versichert, daß das Buch, dessen Fortsetzung das hier erwähnte bildet, vor diesem in jeder Beziehung den Vorzug verdiene.

eben eine andre geworden, die Nicolais von heute sind sehr gebildet, sehr ab-sprechend, haben unter Stangens Führung die Mitternachts-sonne und die Pyra-miden persönlich kennen gelernt; und wenn ein Schriftsteller so recht ausspricht, was sie selbst auf ihren Reisen im Einklang oder im Widerspruch mit dem Reisehandbuch bei Aus-sichten, in Galerien oder an der Table d'hôte empfunden haben, ohne es so fließend von sich geben zu können, dann ist er ihr Mann.

Nicht auf eine Linie mit Julius Stinde ist Max Nordau zu stellen, aber eine gewisse Gemeinschaft besteht doch zwischen ihnen. Der Name dieses Schrift-stellers ist mir meines Erinnerns zuerst durch Anzeigen seines Buches „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschenheit“ bekannt geworden. So lobend die Besprechungen meistens waren, mußte man doch den Eindruck erhalten, daß da lauter allbekannte Dinge als neue Entdeckungen an den Mann gebracht werden sollten. Auch das genannte Werk hat es in kurzer Zeit auf elf Auflagen ge-bracht, was noch mehr sagen will, da es den doppelten Preis von „Buch-holzens“ hat. Gehen wir etwa abermals einer Periode der Rückkehr zur reinen unverdorbenen Natur entgegen, daß die Leute mit solcher Andacht dem alten Liede von Europens übertüncheter Höflichkeit lauschen?

Wie dem auch sei: in dem neuen Buche von Nordau, *Paradoxe**) (sic! bisher sagte man *Paradoxen*), begegnen wir in der That teils Wahrheiten, an welchen kaum jemand zweifeln dürfte, und Zweifeln, welche zu dem bewußten alten Sauerteig gehören, während der Verfasser der Meinung ist, „Behaup-tungen, die für unantastbar gelten, weil man sie nie zur Rede gestellt hat, nach ihren Legitimationspapieren gefragt und Gemeinplätze gezwungen zu haben, den Wahrheitsbeweis anzutreten.“ Ich kann mich nicht rühmen, sämtliche 414 Seiten des Buches gelesen zu haben, denn die Methode bleibt immer dieselbe und hat etwas sehr ermüdendes. Schon die eben gegebene Probe aus dem Vorworte zeigt die Manier, denselben Gedanken mehrmals in verschiedner Form vorzu-bringen; und die Vorliebe des Verfassers für den geistreichelnden Feuilletonstil, der sich seit Börne und Heine ausgebildet hat, die Sucht nach überraschenden Wendungen und erzwungenen Vergleichen wird bei der Erörterung ernster Themen recht unangenehm. Wäre Nordau ein Autodidakt, so würde der naive Glaube, seine Gedanken seien früher nie gedacht worden, nicht befremden. Allein er ist ein sehr unterrichteter, belesener Mann, seines Zeichens, wie es scheint, Physiolog. So ist kaum etwas andres anzunehmen, als daß er ein Einsiedlerleben führe, sei es in einem weltvergeffenen Winkel, sei es in einer großen Stadt, z. B. Paris, von dem er am häufigsten spricht. Ganz wörtlich wird das allerdings nicht zu nehmen sein; aber daß er nicht oder selten mit wirklich gebildeten Menschen ver-kehrt, geht u. a. aus der Schilderung einer Abendgesellschaft (S. 75 ff.) hervor — denn mag er noch so arg karikiert haben, so muß die Gesellschaft doch eine

*) Leipzig, B. Elischer, 1885.

recht schlecht gewesen sein —, und aus den verschiedenen, unerhört einseitigen Aussprüchen über die Frauen. Da wären also wirklich Paradoxen? Allerdings, aber der Verfasser gelangt zu denselben nur, indem er die Puppe aus Goethes „Triumph der Empfindsamkeit“ hervorholt, behauptet, diese habe bisher der Welt als Ideal gegolten, und dann stolz demonstriert, daß sie aus Lumpen zusammengeslickt ist und alte Scharteken anstatt der Eingeweide hat.

Einige Proben sollen uns mit dem Verfasser näher bekannt machen.

In dem ersten Kapitel wird ganz verständlich, aber auch ganz alltäglich, auseinandergesetzt, daß „wir kein Recht haben, die Vorgänge im Kosmos mit der kurzen Elle menschlicher Logik zu messen,“ und daß der Mensch von Haus aus kein Pessimist ist, sondern ein unverbesserlicher Optimist. Da erfahren wir u. a. wieder, daß „die Unzufriedenheit die Ursache alles Fortschrittes“ sei, während bei anderer Gelegenheit kühn behauptet wird, alles Große geschehe nur um des Beifalls der großen Menge willen. Das Märchen von den drei Wünschen, die den Wünschenden nur zu einer Bratwurst verhelfen, soll beweisen, „daß jeder Mensch sich in den eignen Verhältnissen ausgezeichnet befindet!“ In dem Kapitel „Mehrheit und Minderheit“ dozirt der Verfasser, wer stolz darauf sei, zur Minderheit zu gehören, müsse logischerweise „die Verschiedenheit vom Troß in allen Lebensäußerungen markiren, andre Kleiderformen zur Schau tragen, andre Gewohnheiten, Sitten, Moralbegriffe annehmen(!)“; und doch gelte es als geschmackvoll, nicht aufzufallen u., und gerade die Verächter der Menge gäben z. B. als kräftigste Stützen des Gesetzes, „das doch nichts ist als die Zusammenfassung der Anschauungen des Volkes, das heißt der Mehrheit,“ stillschweigend zu, „die Anschauungen des Marktpöbels seien in ihren Hauptzügen richtig und achtenswert.“ Fügen wir noch hinzu, daß eben diese Verächter der Menge „den Parlamentarismus verteidigen,“ so wird die Behauptung nicht „paradox“ erscheinen, daß eine größere Willkür im Durcheinanderwürfeln der heterogensten Dinge zum Zwecke eines Trugschlusses schwer zu erreichen sein dürfte. Nein, Herr Nordau, man fügt sich im Unwesentlichen, weil es sich nicht der Mühe lohnt, darum mit der Menge in einen Konflikt zu geraten, dem man in wichtigen Angelegenheiten nicht ausweichen kann und will, und man braucht nicht andre Begriffe „anzunehmen,“ um sich von der Menge zu unterscheiden, sondern man unterscheidet sich von ihr durch andre Begriffe. Eine Blüte des Sophismus folgt gleich darauf. Dem Ausspruche Montesquieus, daß im Schwurgerichte eigentlich die Meinung der Minderheit den Ausschlag geben sollte, weil unter den Zwölfen sicher mehr Dumme als Weise sein würden, setzt Nordau entgegen, daß die Minderheit nicht nur diejenigen, welche sich über das Durchschnittsmaß erheben, umfasse, sondern auch die unter jenem Maße Bleibenden, die „Trottel.“ Übrigens ist der Fall nicht vereinzelt, daß wir an talmudische Beweisführungen erinnert werden. Mit großem Aufwande von Wit und Unwitz wird der „Widerspruch,“ daß große

Männer sich über die Menge erhaben fühlen und dennoch für diese Menge wirken, oder, was dem Verfasser gleichbedeutend zu sein scheint, um deren Beifall werben, von allen Seiten beleuchtet, um endlich „auf biologischer Grundlage“ erklärt zu werden: die Originalität des Einzelnen überwindet allmählich die Banalität der Masse, die Originalität von gestern ist die Banalität von heute. Es ist erstaunlich! Und um zu dieser epochemachenden Entdeckung zu gelangen, müssen wir uns lang und breit auseinandersetzen lassen, daß die Abstammung von einem elterlichen Organismus Ähnlichkeiten und einen gewissen Zusammenhang der Individuen bewirkt, das ursprüngliche Lebensgesetz aber deren Sonderung und Selbständigkeit. Nun brauchte bloß noch ermittelt zu werden, von welchen Umständen es abhängt, daß sich einmal diese, ein andermal jene geistigen oder körperlichen Eigenschaften der Erzeuger auf die Kinder vererben, weshalb trotz Darwin so oft gerade die Originalität bedeutender Geister als Erbschaft von mütterlicher Seite erscheint, wie die so häufigen Sprünge in den Ähnlichkeiten vom Großvater auf den Enkel zusammenhängen, und wir wären wirklich der Lösung eines Rätsels beträchtlich nähergerückt.

Sehr einverstanden muß man wohl mit Nordau sein, wenn er für die einzigen wirklichen Neuerer die aufgeklärten Despoten erklärt, und findet, daß die Revolutionen, welche von der Masse ausgingen, „unaufhaltsam in den Gemeinplatz zurückfielen.“ Und wenn er das beste Mittel, die Menge von der Unsinnigkeit ihrer Forderungen zu überzeugen, in der Gewährung derselben sieht, so kann er glauben, daß zu solcher Erkenntnis Unzählige längst gekommen sind; leider verrät er nicht, wie dieses Experiment ohne schwere und nachhaltige Schädigung der Gesamtheit durchzuführen wäre.

Unter dem Titel „Rückblick“ erhalten wir die bereits erwähnte Schilderung einer Gesellschaft, welche bei dem Verfasser Ekel und Grauen erregt und ihn an der Menschheit verzweifeln läßt; als er sich jedoch erinnert, daß Menschen das Mikroskop und das Teleskop erfunden haben, und daß es ausgezeichnete Naturforscher und Philosophen unter ihnen giebt, schwindet der Katzenjammer. „Eine tiefe Liebe und Bewunderung für die ganze Menschheit zog in mein Herz ein, und sie hat thatsächlich so lange gedauert, bis ich — wieder unter Menschen ging.“ Sollte dieser Gedankengang noch niemals als Grundlage für deutsche Aufsätze in höheren Töchterschulen gedient haben?

Werfen wir schließlich noch einen Blick in die „Evolutionistische Ästhetik.“ Diese lehrt uns: „Das Erhabene hängt am direktesten mit dem Selbsterhaltungs-triebe des Individuums zusammen, nämlich mit seiner Gewohnheit, sich als Gegensatz zur Außenwelt zu empfinden, diese als möglichen Feind aufzufassen und die Aussichten des Sieges oder der Niederlage im Falle des Zusammenstoßes abzuschätzen.“ Also die Peterskuppel macht auf uns den Eindruck des Erhabenen, weil wir abschätzen, daß sie, zusammenbrechend, uns zermalmen würde. Wenn ich aber nur wüßte, was wir bei einem Zusammenstoße mit der neunten

Symphonie befürchten! Das Schöne „regt das höchste Geschlechtszentrum im Gehirn an. . . Darum versinnlicht man sich den Begriff des Vaterlandes, des Ruhmes, der Freundschaft, des Mitleids, der Weisheit u. s. w. als Weib.“ Wie geht es nun zu, daß wir die Liebe nicht als Weib, sondern als Knaben versinnlichen? Das ist ein Erbstück aus der klassischen Mythologie! Ganz wohl, und jene andern Personifikationen nicht? Und waren die Griechen und Römer Menschen anderer Art als wir? „Das Niedliche ist diejenige Erscheinung, die direkt oder durch Gedankenverbindung an die Vorstellung des Kindes anknüpft, und den unmittelbar mit der Gattungserhaltung zusammenhängenden Trieb der Kindesliebe anregt. . . Die Musik kann nicht den Eindruck des Niedlichen geben, weil sie die wesentlichen Züge der Kindeserscheinung weder nachahmen noch durch Gedankenverbindung auf sie bringen kann u. s. w.“ Doch der Leser hat wohl genug von dieser materialistischen oder meinetwegen biologischen Ästhetik, durch welche „hundert Philosophen von Plato bis Fichte, Hegel, Vischer und Carriere“ widerlegt werden sollen. Sehr drollig nimmt sich daneben die Stelle aus: „Es wäre so niedlich, wenn auch die gediegensten Bettler oder Weinbeißer hoffen dürften, den absteigenden Teil ihrer erfolgreichen Lebensbahn mit dem Schmucke eines passenden Titels, der etwa Fuchstrat oder Kneiprat lauten könnte, zurückzulegen.“ Also das wäre „niedlich“! Würde das den Trieb der Kindesliebe anregen? Recht kindisch erscheint der Satz allerdings. Überhaupt leistet das Kapitel, in welchem derselbe vorkommt und welches ausführt, daß der Staat durch Titel und Orden den Charakter vernichte, das äußerste an Banalität. Der Verfasser kann darin keinen Tadel erblicken. Denn auf Seite 69 seines Buches ist zu lesen: „Die Banalität von heute ist nicht nur die Originalität von gestern schlechweg, sie ist sogar die Blütenlese dieser Originalität, das beste und wertvollste derselben, das von ihr, was Dauer verdiente, weil es nicht neu allein, sondern neu, wahr und gut war. Gut ab vor der Banalität! Sie ist die Sammlung des Vortrefflichsten, was der Menscheng Geist bis zur Gegenwart hervorgebracht hat.“ Beweis? Der Vergleich der Augen mit Sternen ist banal geworden, weil er vortrefflich ist; Denaus „packendes Bild (An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft) wird dieses Schicksal nicht haben. Es ist dazu nicht tiefsinnig genug.“ Was man doch alles lernt! Ich hatte dieses Gleichnis immer für geradezu abgeschmackt, durchaus unsinnlich und unpoetisch gehalten; der wie ein Papagei kletternde, und zwar an seinen eignen Liedern und zwar an seinen bunten Liedern kletternde Vogel schien noch Münchhausen, der sich an seinem Zopf aus dem Sumpfe zieht, zu übertreffen. Doch ist sein Fehler nur ein zu geringes Maß an Tiefsinn! Es ist klar, die Ästhetik muß evolutionistisch werden.

